

Alte Glasmalereien am Bodensee und seiner Umgebung.

(Schluß.)

2. Zur zweiten Serie gehören eine Madonna mit dem Kinde und die Heiligen Wolfgang und Christophorus.

Die heilige Jungfrau mit dem Kinde, das die Rechte segnend erhebt und in der Linken die Weltkugel trägt, hat blaues Ober- und rothes Untergewand und hält in der Linken das Scepter. Sie ist von einer Strahlenglorie umgeben und zeigt wie überhaupt eine schöne Gestalt, so besonders ein wunderschönes Köpfchen. Die Zeichnung ist hochfein und die ganze Auffassung des Gegenstandes eine ideale, hochfesterliche. Um die ganze Figur läuft ein Spruchband mit dem Vers: *Sis precibus placata meis castissima virgo, ultima quum veniet iudicis illa dies.* Oben sieht man miniaturartig fein gezeichnet die allegorische Darstellung von „Mariä Verkündigung“: Die heilige Jungfrau ist sitzend dargestellt, und ein Einhorn flüchtet sich in ihren Schoß; ein stehender Engel bläst auf einem Jagdhorn und führt zwei Hunde mit sich. Diese vorzüglich erhaltene Tafel mit der hl. Jungfrau, 75 cm hoch und 50 cm breit, ist ein Kabinetsstück ersten Ranges, wohl das Juwel der ganzen hochinteressanten Sammlung.

Der heilige Wolfgang mit rothem Pluviale und grüner Dalmatika hält in der Rechten das Modell einer Kirche und in der Linken den Hirtenstab sammt einem Beil, seinem Attribute. Links unten sieht man die Inschrift: *Morand von brunn*, und rechts unten kommt der Donator mit dem Spruchband über sich: *Sanctus Wolfgangus ora pro nobis.* Der heilige Christophorus, mit einem gewaltigen Stock in den Händen, durchschreitet ein Gewässer und trägt das Christuskind auf seiner linken Schulter, das die Weltkugel hält. Der Heilige zeigt einen sehr guten, porträtartig gezeichneten Kopf, und ist die ganze Gestalt vollständig erhalten mit Ausnahme von einem eingesehen Armstück.

Was die glasmalerische Technik dieser drei vorzüglichsten Stücke anlangt, so ist sie im Allgemeinen die gleiche, wie die der vorigen Serie, nur finden wir hier, besonders in dem Madonnenbilde, eine noch feinere Verwendung des Silbergelbs. Nur allein mit dieser Schmelzfarbe, mit einem leichten, in der Fritte hergestellten Blau und mit dem Schwarzloth weiß der Glasmaler bei der Scheibe mit dem hl. Wolfgang einen landschaftlichen Hintergrund mit Fluß, Bäumen, Häusern usw. herzustellen, wie man ihn lebhafter auf Leinwand nicht geben kann. Eine hier einzigartig technische Erscheinung gegenüber allen andern Figuren bildet die glasmalerische Behandlung des Untergewandes oder Turnierrockes beim hl. Christophorus: man sieht hier außer gelben, durch Silbergelb hergestellten Streifen auch solche von rother und blauer Farbe, welche hier eigenthümlicher Weise durch Schmelzfarben aufgetragen sind, was namentlich bezüglich des Roth merkwürdig ist, das man auch später, bei der sogenannten Kabinetsglasmalerei, sonst überall nur als Ueberfangglas angewendet findet.

Diese drei Scheiben sind, wie die oben angegebene Inschrift zeigt, von dem reichen Baseler Patrizier Von Brunn in die Karthause nach Klein-Basel gestiftet und kamen ebenfalls 1527—29 nach St. Blasien. Daß auch

sie hier waren, ergibt die, wenn auch künstlerisch allerdings minderwerthige, aber doch interessante Ergänzung unter der Darstellung der hl. Jungfrau; hier sehen wir nämlich das Wappen von St. Blasien, und zwar das des Abtes Benedikt II. — einen weißen Hirsch auf blauem Felde —, unter welchem also die Ergänzung stattfand.

3. Die folgenden drei Fenster, wieder eine Madonna mit dem Kinde und die Heiligen Johannes den Täufer und Margaretha darstellend, gehören ebenfalls zusammen, und sie scheinen mir, wie aus der gleichen Glasmalereiansicht wie die Bilder der vorigen Serie, so auch vom gleichen Kartonzzeichner zu stammen.

Das Mittelfenster zeigt die hl. Jungfrau von einer großen Aureole umgeben, wie sie auf dem linken Arme das Kind und in der rechten Hand ein Scepter hält. Mit einer eigenthümlich genrehastigen Lebhaftigkeit ist das Christuskind dargestellt, indem es nicht, wie in der vorigen Darstellung, die Rechte segnend erhebt, sondern von der Mutter hinweg seinen Kopf rückwärts wendet und in die Welt hinausschaut. Das Köpfchen der Madonna ist porträtartig, fast kindlich jugendlich. Unten steht die Inschrift: *Johannes Widmann doctor — Margret Spilmenin. 1528.* Das rechte Seitenstück zeigt den hl. Johannes den Täufer, der ein härenes, gelbes Gewand trägt und in der Linken das Lamm Gottes auf einem Buche hält, auf das er mit der Rechten hinweist. Unten sieht man das Porträt des Stifters, von dem das Spruchband ausgeht: *ora pia pro nobis viergo (virgo) maria, und welcher einen Rosenkranz in den Händen hält.* Das Porträt ist ganz meisterhaft vollendet. Das linke Stück hat die Namenspatronin der Stifterin, die hl. Margaretha, zur Darstellung, die in rothen Mantel und weißes Untergewand gekleidet ist. Ihr Köpfchen ist von wunderbarer Zartheit. Die Heilige führt mit der Linken den Drachen und hält zugleich eine Palme, in der Rechten hat sie ein Stabkrenz. Zu ihren Füßen kniet die Stifterin sammt ihrer Tochter; erstere, ebenfalls ein vorzügliches Porträt, hält einen gewaltigen Rosenkranz in Händen und gibt zugleich den Ausdruck einer echt frommen, biedern deutschen Hausfrau. Ein Spruchband, das von ihr ausgeht, sagt: *iesum filium tuum monstra nobis propitium.*

Was die Provenienz dieser drei letzteren Scheiben anlangt, so geben hierüber die Inschriften hinlängliche Auskunft. Johann Widmann war Dr. juris und St. Blasischer Obervogt und hatte die Schwester des Abtes von St. Blasien, Margaretha Spielmann von Freiburg, zur Frau. Die Scheiben blieben bis zum Jahre 1820 in St. Blasien, wo sie dann der Großherzog Ludwig für seine Privatsammlung von dem Juden Seligmann, später bayerischen Baron von Eichthal, kaufte. Dieser Jude Seligmann hatte nämlich im Jahre 1808 das ganze Kloster St. Blasien von der badischen Staatsregierung gekauft und in eine Gewehrfabrik umgewandelt. Die Kirchenfenster zu verkaufen, hatte aber der badische Staat nicht das Recht, weil sich die Säkularisation nur auf die Temporalien bezog, nicht aber auf kirchliche Gegenstände. Doch darnach hat damals weder der badische Staat noch der Jude Eichthal-Seligmann etwas gefragt.

Wir haben schon oben bemerkt, daß die Kartons zu den Scheiben dieser und der vorigen Serie wohl mit

zweifelhaft von einem und demselben Meister herrühren. Aber wer mag dieser Meister sein? Urkundliche, schriftliche Beweise haben wir nicht, auch findet sich kein Monogramm auf einer der Scheiben, das auf den Glasmaler oder den Zeichner der Kartons deuten könnte. Keiner sollen sich, wie wir hören, schon dahin geäußert haben, daß einige der Glasgemälde „der Holbein'schen Kunst sich außerordentlich nähern“. Es wäre bei den Scheiben der beiden letzten Serien jedenfalls an Holbein den Jüngern zu denken. Allerdings, wenn man die Holbein in Augsburg und das Holbein-Museum in Basel mit seinen Stichen und Zeichnungen studirt hat, und wenn man auch das Bollmann'sche Werk über diesen Meister zu Rathe gezogen und sie mit den betreffenden Glasgemälden der Graf Douglas'schen Sammlung verglichen hat, so können vielleicht auch andere, wie wir, zu dem Resultate kommen, daß wir hier Glasgemälde nach Kartons von Holbein dem Jüngern vor uns haben. Man fragt sich hier wie von selbst: wach' anderer Meister, auf den Zeit und Ort zunächst hinweisen, mag solche Werke der Kunst, namentlich auch solch' ausgezeichnete Porträts, geschaffen haben, als ein Holbein der Jüngere?

4. In die Karthäuser-Kirche zu Klein-Basel wurden außer von den oben bezeichneten Stiftern auch noch von andern Wohlthätern, und zwar, wie es scheint, von ziemlich zahlreichen Adelsfamilien vom Elsaß, von Basel und Breisgau, gemalte Fenster gestiftet. Neben den schon angeführten Familien Vogheim, Von Brunn, Spielmann sind auch die von Wangen, Schnewlin, Bollschwiel, Professor Hieronymus Walburg (Neffe des Malers Walburg-Orien), Carl V. usw. vertreten. Die Stifter waren alle Ehegatten, und finden wir daher je einen männlichen Heiligen und eine weibliche Heilige; einzelne heilige Frauengestalten sind leider zu Grunde gegangen, doch finden wir noch 14 Figuren fast vollständig erhalten, die wir als zusammengehörig zur vierten Serie zählen können. Es sind folgende 1,2 cm hohe Einzelgestalten:

Der hl. Jacobus in der Gewandung und Ausrüstung eines Pilgers von Compostella; er trägt in der Rechten die Muschel, in der Linken den Pilgerstab und zeigt rothes Ober- und violettes Untergewand, eine fast derb realistische Gestalt.

Der hl. Hieronymus trägt den Cardinalshut und in ist rothes Obergewand gekleidet, welches mit flott gezeichneten Dessins versehen ist. Er hält die Lagen des an ihm hinauffringenden Löwen.

Die hl. Helena, die Mutter Konstantins d. Gr., hält ein großes Kreuz umfaßt und ist mit violettem Gewande bekleidet. Als Kaiserin mit einer Krone auf dem Haupte ist sie zugleich mit einem Kopftuch oder Schleier abgebildet, aber in so vollendeter Meisterschaft, daß man die hl. Elisabeth von Holbein in der Münchner Pinakothek zu sehen glaubt.

Die hl. Jungfrau und Martyrin Ursula erscheint in fürstlicher Tracht mit weißem Mantel und rothem Untergewande und mit der Krone auf dem Haupte. Sie trägt als Attribut drei Pfeile in der Hand. (In diesem Bilde sind, wie man besonders an dem Halbe der Figur sieht, früher Versuche der Reinigung mit Flußspat vorgenommen worden.)

Nun folgen die Stifter und Patrone des Karthäuserordens St. Bruno und St. Hugo, beide in weißem Karthäuserhabit und beide herrliche Gestalten voll Kraft und Leben. Der hl. Bruno trägt in der Linken den Abtsstab, in der Rechten hält er ein Buch, vor sich hat

er sieben Sterne. Diese beziehen sich auf die Erscheinung, welche der Bischof Hugo gehabt, wornach der Allmächtige sich in einer wüsten, unweit Grenoble gelegenen Gegend einen Tempel baute, und wobei er sieben Sterne erblickte, welche ihm dahin das Geleite gaben. Hugo erkannte in den sieben Sternen die sieben Einsiedler, in dem neugebauten Tempel den neuen Orden, den sich Gott zu seiner Ehre erkoren. Der heilige Hugo mit rother Mitra, worein hochfeine Dessins gezeichnet sind, hält in der Rechten den Abtsstab, in der Linken einen Kelch, in welchem man das Christuskind mit gefalteten Händen und in Halbfigur sieht. Er hat als Attribut einen Schwan, auf seine Liebe zur Einsamkeit hindentend, da er öfter die Inseln ablegen wollte, um in der Einsamkeit ein beschauliches Leben führen zu können.

Als *servi matris dolorosae* hatten die Karthäuser auch den *Ecces homo* und die *mater dolorosa* als Patrone, daher wir auch diese beiden Figuren in unserer Serie finden. Christus mit rothem Mantel, die Dornenkrone auf dem Haupte und die Hände gebunden, hält die grüne Marterpalme. Der Ausdruck des Schmerzes und die Ergebung im Angesichte des Heilandes ist trotz der realistischen Darstellung von erhabener Auffassung. Das Gleiche gilt von der Gestalt der hl. Jungfrau, die in blaues Ober- und violettes Untergewand gekleidet ist und, das Schwert in der Brust, die Hände gefaltet hält.

Der hl. Gebhard hat als Attribut bloß ein Buch in der Linken und den Hirtenstab in der Rechten. Daß wir hier den hl. Bischof Gebhard vor uns haben, zeigt das unten angebrachte große Konstanzer Wappen.

Der hl. Georg als Ritter in Rüstung und mit einer Fahne zeigt offenbar das Porträt eines Schweizer Ritters, worauf besonders auch die Kopfbedeckung hinweist. Unten das Wappen Kaiser Karls V.

Der hl. Ludwig trägt einen violetten Mantel aus Hermelin, in der Linken das Scepter und in der Rechten den Stab mit der schwörenden Hand.

Der hl. Johannes der Täufer, mit härenem Untergewand und rothem Mantel darüber, hat in der Linken das Lamm mit der Fahne, über das er segnend seine Rechte erhebt; er zeigt einen ausgezeichnet charakteristischen Kopf.

Die hl. Elisabeth mit der Krone auf dem Haupte trägt violettes Ober- und gelbes Untergewand; sie theilt mit der Rechten Brod aus und hält in der Linken einen Krug und noch weitere Brode im Arm. Ihr herrlich schönes Köpfchen, wohl der idealste von allen, ist von einem Kopftuch mit wunderbar vollendeter Draperie umgeben.

Die hl. Barbara trägt ebenfalls ein violettes Obergewand und hat unten ihre Attribute, den Thurm und Kelch, neben sich. Das Wappen ist das der Schnäbelin, die dem Breisgauer Adel angehörten.

Außer diesen ganzen Figuren sind noch einzelne sehr gut modellirte Köpfe erhalten, und zwar von den Heiligen: Nikolaus, Kilian, Thomas (Kopf und Hände), Ulrich, Petrus und Paulus.

Die technische Seite dieser vierten Serie anlangend, haben wir auch hier noch die zweite Periode der Glasmalerei vor uns: wir finden als Malfarbe nur das Silbergelb und das rothe Ueberfangglas, und nur die Negation der Farbe, das Schwarzloth, zur Zeichnung verwendet, sonst aber ist vollständig auf die Palette aller farbigen Flüsse verzichtet. Das Ueberfangglas versteht der Glasmaler an beliebigen Stellen wegzunägen und den

weißen Grund mit Silbergelb auszufüllen; in dieser Weise sind 3. B. die sieben Sterne beim hl. Bruno hergestellt. Auffallend schön in der Brillanz seiner Farbe und in seiner Stärke ist auch das Glasmaterial, das hier verwendet ist; man beobachtet die ausgedehnteste Anwendung der Contraste warmer und kalter Töne; die brillantesten Goldgelbs wechseln mit feurigem Rubin und ilppigem Saftgrün. Wie der Glasmaler auch mit großen Flächen von Silberweiß trefflich umzugehen versteht, zeigen besonders die beiden Karthäuser-Heiligen Bruno und Hugo, die fast nur allein aus den großen, weißen Nutikgläsern herausgezeichnet sind und doch noch ganz die alte Kraft der Modellirung haben. Hier sollten unsere modernen Glasmaler lernen, wie man auch bei reicher Anwendung von Silberweiß (das zugleich die Kirchen hell lieh!) eine herrliche harmonische Wirkung zu erzielen vermag, ohne, wo immer ein weißes Glas zur Verwendung kommt, gleich auch die schmutzige Patina künstlich anzubringen. Welche Belehrung könnten in dieser und anderer Beziehung diese Glasgemälde für die heutige Traktirung dieser Kunst geben, wenn sie an einem öffentlichen Orte, etwa in einem staatlichen oder sonstigen öffentlichen Museum, stehen würden!

Fragt man bei dieser Serie nach dem Kartonzelchner, so ist jedem sofort klar, daß es nicht der gleiche ist, wie der bei den zwei vorhergehenden Serien. Doch eines verkünden diese Figuren unvorderleglich klar: es muß nach Dürer und Holbein der tüchtigste Zeichner gewesen sein, den Deutschland damals besaß. Das war aber Hans Baldung-Grien (geb. zu Gmünd 1476, † zu Straßburg 1545). Man sieht zwar, daß er sich in unsern Figuren denen anschließt, welche neue Richtungen einschlagen, aber doch als ein origineller und energischer Künstlercharakter vor uns steht. Dürer war wohl derjenige Künstler, dem er, was von Kraft und energischem Leben in seinen Zeichnungen sich findet, am meisten verdankt.

5. Die fünfte Serie besteht aus sog. Schweizer-scheiben (Kabinetsglasmalerei), von denen folgende nur erwähnt seien:

Scheibe mit St. Blasius von St. Blasien. 1616.
Rundscheibe mit St. Andreas und St. Elisabeth. 1611. Unten halten zwei Engel einen Schild mit Inschrift.

Wappenscheibe, aus verschiedenen Theilen zusammengesetzt. Mitra vom Kloster Allerheiligen in Schaffhausen.

Abtscheibe vom Kloster Muri, feine Technik, gut erhalten. St. Martin und St. Benedikt.

Abtscheibe von Muri von 1579, feine Ornamentik.
Scheibe vom Stift St. Ursen zu Solothurn von 1581; die schönste und werthvollste, ganz gut erhalten.

Scheibe von St. Blasien von 1579.

St. Christina-Mavensburg.

Debel.

Der Karmeliten-Orden in den bayerischen Stammländern.

(Fortsetzung.)

III.

✓ Schon bei seiner Reise nach Bayern (1620) hatte Dominikus a Jesu, als er Im abwärts fuhr und bei Audorf vorüber kam, prophetisch vorausverkündet, daß in dieser Gegend ein Kloster seines Ordens dereinst

entstehen würde. Es war das nachmalige Reiffach. Damals befand sich dort die Hofmark Urfahrn im Besitze des Geschlechtes der Hofer. Durch Heirath gelangte dieselbe 1660 an die Zeilhofen, 1680 an die Reiffach und schließlich 1721 durch Kauf an den kurfürstlichen bayerischen Kammerrath Johann Georg von Messerer, der um 1727 hier ein neues Schloß mit einer schönen Capelle errichtete. Bald darauf ging er daran, auch den Karmelitenmönchen auf seinem Hofmarkszgrunde eine Niederlassung einzuräumen, und berief zu diesem Zwecke sechs Karmelitenpatres aus München, welche am 14. Oktober 1731 eintrafen und als einstweilige Wohnung das sogenannte alte Schloß zu Urfahrn bezogen. Gleichzeitig wurde ihnen die neuerrichtete Schloßcapelle zur Abhaltung ihrer kirchlichen Funktionen übergeben.

Am 2. September 1732 legte Decan Dingenhofer von Aibling den Grundstein zu Kloster und Kirche, die aber erst 1747 durch den Maurermeister Philipp Müller aus Hausstatt größtentheils auf Kosten des Stifters und mit bedeutenden Beiträgen der Klöster Augsburg, München und Regensburg vollendet wurden. Der Weihbischof von Freising, Johann Ferdinand Pöbigeim, weihte sodann am 15. Oktober 1747 die Klosterkirche zu Ehren der hl. Theresia und des hl. Johannes vom Kreuze feierlich ein. Leider erlebte der Stifter diesen Freudentag nicht mehr, er war bereits am 17. Februar 1738 zu Kelheim gestorben und in der Gruft der Schloßcapelle zu Urfahrn beigesetzt worden.

Im Säcularisationsjahre 1802 wurde Reiffach als Centralkloster für die unbefohlenen Karmeliten der übrigen aufgehobenen Klöster ansersehen. 1811 lebten unter dem Prior P. Theresius Reiff nur mehr vier Patres, zuletzt war nur mehr ein Laienbruder übrig.

In Folge eines Reskriptes König Ludwigs I. vom 26. Januar 1835 wurde Reiffach wieder hergestellt und den Franziskanern aus München übergeben, die es aber schon 1836 wieder verließen. Auf Veranlassung des Posthalters Riemayer von Fischbach erhielten 1836 die Karmeliten des Neuererklosters in Würzburg die Erlaubniß, Reiffach wieder zu besiedeln. Doch blieben die Klostergebäude sammt der ansehnlichen Bibliothek Eigenthum des Staates und wurde den Karmeliten die gänzliche Unterhaltung derselben aufgebürdet.

Seit 1851 ist Reiffach zu einem Priorats- und Noviziats Convent erhoben. In diesem Kloster erhielt am 14. Oktober 1858 P. Burghart Bauerschubert aus Arnstein in Unterfranken die Priesterweihe, welcher dann 1863—1871 und 1872—1875 in der ostindischen Mission segensreich wirkte und 1884 im Karmelitenkloster zu Würzburg zur ewigen Ruhe einging.

IV.

Nach Vertreibung der Schweden aus Regensburg, welches damals noch freie Reichsstadt war, berief Kaiser Ferdinand II. Karmeliten-Patres dorthin; sie trafen 1635 ein und bezogen als Wohnung das Johannitercomitendengebäude bei St. Leonard.

1640 suchten sie ein großes Haus auf dem St. Jakobspitze beim damaligen Zeughaufe zur Erbauung ihres Klosters zu kaufen, allein der Stadtrath wußte es zu hinterreiben. Sie kauften nun vom Bischofe den Bamberger Hof und den Freisinger Hof sowie das dazwischen liegende Gasthaus, welches einem gewissen Kloster gehörte, und schritten zum Baue. Kaiser Ferdinand III. und seine Gemahlin Maria legten während des Reichstages am 12. Oktober 1641 selbst den Grundstein und steuerten

nebst ihrem Sohne, dem römischen König Ferdinand IV., dem König von Spanien, dem Churfürsten Maximilian I. von Bayern sammt seiner Gemahlin und den geistlichen Churfürsten ansehnliche Summen zum Baue und zur Dotation des Klosters bei. Im Jahre 1660 war der Bau des Klosters vollendet und wurde der Grundstein zur Kirche gelegt. Noch 1678 wurde am Kirchturme gebaut. Auch für die innere Kircheneinrichtung kam das Kaiserhaus auf. Kaiser Leopold I. spendete 1691 einen prachtvollen Marmoraltar, welcher 14,500 fl. kostete.

Anfangs lebten die Karmeliten vom Almosen, bis i. J. 1758 ein Religiose P. Ubaldinus a St. Trinitate, aus Coblenz gebürtig, ein Apotheker von Profession, eine eigene Art von Melissengeist erfand, der seiner vortrefflichen Eigenschaften wegen in wenigen Jahren solchen Absatz fand, daß nicht nur das Kloster in Regensburg seine Bedürfnisse aus der Einnahme von dem Verkaufe desselben bestreuten, sondern auch andere ärmere Karmelitenklöster in Bayern unterstützen konnte. Als Regensburg 1803 an den Fürst-Primas Karl Freiherrn von Dalberg gelangte, kam der Fortbestand des Klosters nicht in Frage. Schlimmer gestaltete sich jedoch für dasselbe die bayerische Besitzergreifung; 1810 wurde das Kloster aufgelöst, die Kirche profanirt, der kostspielige Altar nach Schärbing verhandelt und in den leeren Räumen eine Güterhalle eingerichtet; im vordern Theile des Klosters blieb das „Königliche Melissengeist-Institut“, während der rückwärtige Theil der Gebäude als Frohnfeste verwendet wurde. Die Patres wurden in das Centralkloster zu Stranbing verlegt, nachdem die Franziskaner aus ihrem Eigenthum entfernt worden waren. Nur der Prior und ein Frater durften in Regensburg als Leiter des königlichen Melissengeist-Institutes zurückbleiben. Auch hier war es Bayerns König Ludwig I., dessen Devise „Gerecht und beharrlich“ lautete, welcher 1836 den Karmeliten-Orden wieder in sein Eigenthum einwies.

Das Karmelitenkloster zu Regensburg besitzt als Erinnerung aus früherer Zeit ein interessantes Porträt eines Ordensbruders: des Titularbischofes von Germanicum, Fr. Franz v. Sales, zugezogen von der schmerzhaften Muttergottes. Derselbe, in der Welt genannt: Gustav Federl, geboren zu München den 13. September 1732, war im Alter von 20 Jahren zu Schongau in dem Karmelitenorden getreten, wurde 1762 nach Malabar in Vorder-Indien geschickt, woselbst er während 10 Jahre eine äußerst segensreiche Thätigkeit entfaltete.

Papst Clemens XIV. berief ihn 1772 in Missions-Angelegenheiten nach Rom und ernannte ihn am 8. Juli 1774 zum Bischofe von Germanicum und zum apostolischen Vikar für ganz Malabar. Nachdem er zu Paris am 20. November 1774 die bischöfliche Weihe erhalten, begab er sich an seinen Bestimmungsort und opferte daselbst seine ganze Sorgfalt der ihm anvertrauten Heerde. Wiederholte Verfolgungen nöthigten ihn, Malabar für immer zu verlassen. Er beschloß, den Rest seiner Tage in Frieden am Wiegenstuhle seines Ordens, am Berge Carmel, zu verleben, aber ein Schiffbruch, den er im persischen Meerbusen unweit Bassora erlitt, brachte ihn um all das Seinige. In größter Dürftigkeit schied er zu Necon am Fuße des Berges Carmel aus dem Leben am 25. September 1778.

P. Franz war ein Mann von hoher Tugend und ausgebreiteten Kenntnissen. Er sprach außer seiner Muttersprache und der italienischen und französischen

Sprache noch fertig englisch, spanisch, portugiesisch und malabarisch. In letzter Sprache verwahrt die Propaganda in Rom noch einige Handschriften von ihm. P. Franz war nicht der Einzige, der aus der bayerischen Karmelitenprovinz dem Missionswesen sich widmete. Das einstige Hauptkloster zu München kann sich, ähnlich wie das benachbarte Jesuitencolleg, einer großen Anzahl Ordensmitglieder rühmen, welche ihr Leben in den verschiedensten auswärtigen Missionen beschloßen. (Der Sulzbacher Kalender für kathol. Christen vom Jahre 1891, Seite 130, zählt mehrere derselben auf.) Auch in neuester Zeit ist ein Ordensmitglied in der ostindischen Mission erfolgreich thätig: P. Bonifaz Kurz aus Schöffau bei Weilheim, seit 1883 dem apostolischen Vicariat von Virapolis zugetheilt.

V.

Wild und unheilvoll branste der Sturm des sogenannten Kulturkampfes über die nördlichen Gauen des neu erstandenen deutschen Reiches. Hochenden Herzens hatten die Töchter der hl. Theresia in den drei Karmelklöstern von Aachen, Neuz und Köln dem Tode des entseffelten Clementes gelauscht; mit tiefem Wehe sahen sie ihre Klausur sich öffnen und sich hinausgeschleudert in die finstere Winternacht. Das gastliche Holland bot ihnen eine Zufluchtsstätte; in Mästricht, Roermond und Echt entstanden neue Karmelklöster. Mit Bangen sahen die bayerischen Karmelitenklöster der Zukunft entgegen und trafen die nöthigen Vorsichtsmaßregeln. Auch für sie bot das kleine Holland noch Raum genug zu einer Niederlassung. 1875 wurde zu Geleen zwischen Mästricht und Roermond ein Haus erworben und am Herz Jesufeste 1876 von 4 Religiosen (2 Priestern, 1 Chorist und 1 Laienbruder) bezogen: es war klein und arm genug, aber für den Anfang hochwillkommen. Drei Jahre vergingen, ohne daß sich an dem kleinen Hospize etwas verändert hätte. Aber die zunehmende Anzahl der Religiosen nöthigte, an eine Erweiterung zu denken. Am 12. Juli 1879 wurde feierlich der Grundstein zu einem neuen Klostergebäude gelegt, das nach 4 Monaten fertig da stand und am 12. November seiner Bestimmung übergeben werden konnte. Nun ging es auch an den Bau einer größeren Kapelle; am Osterdinstag 1880 wurde die alte Kapelle abgebrochen, und nach etwa 7 Monaten stand eine neue an deren Stelle. Der Hochwürdigste Bischof von Roermond, ein 85jähriger Greis, nahm selbst die Einweihung derselben am 15. November vor. Während an diesem Tage in Bayern das schönste Wetter war, tobte in Geleen ein Sturm, daß man glaubte, es wären alle bösen Geister los; trotz alldem nahm die Einweihung ihren besten Verlauf. Durch Erlaß des Hochwürdigsten Bischofes vom 18. Mai 1881 wurde der Convent mit päpstlicher Vollmacht canonisch errichtet und dadurch die eigentliche Stiftung zum Abschlusse gebracht. In der Folgezeit waren freilich noch manche Zubanten nöthig, aber das Werk gebieh, und im Jahre 1888 konnte demselben durch Erhebung des bisherigen Vicariates zu einem Priorate die Krone aufgesetzt werden.

Die jüngste Niederlassung der unbefehlten Karmeliten befindet sich in der Nähe Schwandorfs. Schwandorf, 12 Stunden nordwärts von Regensburg entfernt, seit Beginn der sechziger Jahre auch ein Knotenpunkt der Eisenbahnen, welche den regen Verkehr zwischen München und Eger sowie Nürnberg-Fürth vermitteln, wird eine Viertelstunde ostwärts von einem nach allen Seiten hin freistehenden Bergkegel überragt, zu dessen Fuße eine

herrliche Lindenallee führt. Derselbe trägt eine 1679 zu Ehren des hl. Erzengels Michael erbante Wallfahrtskirche in Kreuzesform. In dem Gebäude nebenan verfahren seit 1680 bis zum Jahre 1803 Kapuzinerordenspriester die Seelsorge bei den Wallfahrern. Nach deren Entfernung drohte der blühenden Wallfahrt völlige Verwahrlosung, hätte nicht einer jener Ordensmänner in treuer Anhänglichkeit an die Stätte stillen Friedens, P. Cassiodor Zenger, † 1830 als Benefiziat in Parsdorf, ein Benefizium dorthin gestiftet. Seit Jahren war schon das Bestreben der Bürger Schwandorfs, am geliebten Kreuzberge wieder Ordensleute schaffen und wailen zu sehen. Der 10. April des Jahres 1889 sollte endlich die Erfüllung des frommen Wunsches so vieler bringen. Am bezeichneten Tage erschien in Begleitung von 6 Patres Karmeliten und 2 Fratern der Provinzial derselben von Regensburg her, um von dem einstmaligen Klostergebäude, dem spätern Benefiziatenhanse, Namens seines Ordens Besitz zu ergreifen. Es war eine erhebende Feier und die Theilnehmung des Volkes, das seiner Freude in Festschmuck, Triumphbögen und Pöllerfalsben Ausdruck gab, eine riesige. Noch an demselben Tage kehrte sodann der hochw. Provinzial mit seinen Begleitern nach Regensburg zurück: zwei Patres und zwei Laienbrüder zurücklassend, welche seitdem mit ganzer Hingabe sich das Gedelhen der Wallfahrt angelegen sein lassen.

(Schluß folgt.)

Das „Leben des Cardinals Manning“*)

von G. S. Purcell

Ist aus Anlaß der Broschüre von Rector Dr. H. Schell in der „Postzeitung“ nun schon wiederholt Gegenstand der Debatte und Controverse geworden. Cardinal Manning war ein großer Mann und wird als solcher stets in ehrenvollem Ansehen bleiben. Aber es wäre falsch und würde dem Gebote der Wahrheit widersprechen, wenn man sein Lebensbild nur in lauter Licht gezeichnet darstellen wollte. Er hatte auch Seiten, die uns nicht gefallen können, und es ist, wie wir uns absolut unanfechtbarer Quelle erfahren haben, eine Thatsache, daß er den Jesuiten, aber auch anderen Orden z. B. den Benedictinern nicht geneigt war. Man wird sich aber wohl hüten müssen, das Urtheil oder wenn man will Vorurtheil Mannings, das auf englischen Verhältnissen basirte, zu verallgemeinern und es etwa auf deutsche Verhältnisse zu übertragen. Das vorausgeschickt, reproduciren wir die Kritik, welche die Purcell'sche Biographie Mannings von streng fachwissenschaftlichem Standpunkt aus im 1. Heft 1897 des „Historischen Jahrbuches der Görresgesellschaft“ S. 201—204 gefunden hat. (Einige Sätze daraus wurden bereits in der „Postzeitung“ Nr. 112 mitgetheilt.) Es heißt daselbst:

Vorliegende Biographie wurde in maßgebenden Kreisen als ein epochemachendes Werk begrüßt, das über die katholische Kirche Englands im allgemeinen und über die kirchliche Wirksamkeit des Cardinals Manning mehr Licht verbreitet habe, als irgend ein anderes Werk. Selbst die zahlreichen Angreifer in der „Dublin Review“, in „Month“ und „Tablet“ mußten das zugestehen und haben in ihren Aussetzungen meist nur Nebenjägliches bemängeln können. Nach einigen Kritikern, die in Purcells Buch nur ein Herrbild sehen können, sollte man meinen, Purcell habe immer und überall die Schattenseiten seines Helden her-

vorgehoben und den Briefen und Tagebüchern des Cardinals eine schiefe und falsche Deutung unterschoben, um denselben in den Augen seiner Leser herabzusetzen. Ein solches Urtheil befremdet unsomehr, als Purcell an verschiedenen Stellen seiner Bewunderung des Cardinals bededten Ausdruck gibt. Wichtig ist nur dies, daß Purcell in seinem Bestreben, den Gegnern Mannings gerecht zu werden, einige Ausdrücke desselben zu stark betont. Die Unzufriedenheit mancher katholischen Kritiker erklärt sich leicht. Sie hatten ein populäres Leben erwartet, eine Schilderung der großartigen Leistungen und der seltenen Tugenden des Cardinals — ein heiligen Leben, in dem nur die Lichtseiten hervortreten sollten. Purcell hat diesen Kritikern einen Strich durch die Rechnung gemacht und ein vollständiges Lebensbild des Cardinals gegeben, in dem die Mißerfolge sowohl als die Erfolge, die Fehler sowohl als die Tugenden erwähnt sind. Neben dem übernatürlichen Element erscheint auch das rein natürliche, wir sehen, wie Manning all die Schwierigkeiten niederkämpft, wie er sich allmählich läutert und vervollkommnet, in welchem Grade das Uebernatürliche in sein Leben hineinragt und nachgerade bestimmenden Einfluß auf ihn übt. Hätte Purcell nur die erbaulichen Züge mitgetheilt und alle Thatsachen unterdrückt, die nur den berechnenden Politiker zeigen, so hätte er die Bücherwelt mit einem neuen Herrbild bereichert und uns das Bild eines christlichen Helden vorenthalten, der auf steilen Pfaden sich mühsam emporarbeitete. Ende gut, alles gut. Der Geschichtschreiber verweilt nicht bei den Irrthümern und Irrwegen, sondern bei dem Licht, das erreicht worden ist, und denkt nicht geringer von dem Helden, der die Schwierigkeiten überwindet, als von dem Sieger, der fast ohne Kampf den Siegespreis erhält.

Cardinal Manning war eine große Persönlichkeit, ein von Gott erwähltes Hülfsmittel, dem es vorbehalten war, die katholische Kirche Englands aus dem Zustand der Isolirung, in dem sie sich seit dem Falle des Hauses Stuart befand, herauszureißen, die Katholiken mit dem Leben, Denken und Fühlen der englischen Nation bekannt zu machen, gewisse Methoden, welche sich unter den Sekten Englands bewährt hatten, auch bei seinen Religionsgenossen einzubürgern. Manning war ein großes Organisations-talent, ein eifriger Philanthrop, ein tiefster Geistesmann, der die, welche ihm nahestanden, zu einem höheren geistlichen Leben anzuleiten suchte, aber ihm fehlten das umfassende Wissen, die Innerlichkeit und die Geistesstärke Newman's. Manning zeigt weit größere Verwandtschaft mit Bussey als mit Newman. Gleich Bussey war er durchaus praktisch, gleich Bussey hatte er den direkten Vortheil des Anglikanismus und später des Katholizismus im Auge, gleich Bussey suchte er in der anglikanischen Kirche zu bleiben; aber ungleich Bussey überwand er seine Anhänglichkeit an den Anglikanismus und bekannte sich zum katholischen Glauben. Manning war eine praktische veranlagte Natur, ein Mann der That, der auch unter weniger günstigen Umständen kaum ein Gelehrter oder Einsiedler geworden wäre. Umfassende Gelehrsamkeit, Frische und Originalität der Gedanken suchen wir bei Manning vergebens, dagegen bietet derselbe eine klare, verständige Darlegung der Ideen, welche in den leitenden Kreisen herrschen. Die religiösen Schriften Mannings sind minderwerthig, dagegen sind die politischen Schriften sehr ansprechend und lehrreich. Purcell hat gut daran gethan, daß er die literarische Wirksamkeit des Cardinals nur kurz behandelt und den Leser nicht durch Analysen von Schriften, die wohl jetzt schon vergessen sind, ermüdet hat. Manche Schriften Mannings wurden in England und im Ausland nur gelesen, weil sie den Namen des Vorkämpfers für die Rechte des heil. Stuhles auf der Stirne trugen. Manning hat als Erzdiakon, als Priester, als Erzbischof und Cardinal viel gepredigt und die Predigten, die er als Protestant herausgab, sorgfältig geübt, aber ein Redner von Gottes Gnaden wie Newman war er durchaus nicht. Er verbannt gerade wie Bussey den Einfluß, den seine Predigten übten, der Macht seiner Persönlichkeit, seiner imposanten Erscheinung, seinem Feuerifer, dem Streben, allen alles zu werden. Blinde Bewunderer haben den Cardinal als großen Theologen, Socialpolitiker, Prediger, Asketen gefeiert, obgleich derselbe auf keinem dieser Gebiete etwas Selbständiges geleistet und überall auf fremden Schultern steht.

Was dem Cardinal am meisten abging und ihn vor-

*) „Life of Cardinal Manning, Archbishop of Westminster.“ London, Macmillan, 1896. XIX, 702; IX, 832 S. sb. 40.

zöglich auf Irrwege führte, war der Mangel geschichtlicher Kenntnisse. Gerade diesen Mangel hat Purcell nicht genugsam hervorgehoben, und doch erklärt gerade dieser Mangel, wie Manning sich verkehrte Urtheile über die Bedeutung der religiösen Orden bilden konnte. Aus den Orden sind die größten Vertheidiger des hl. Stuhles, die bedeutendsten Reformatoren und Wiederhersteller von Kirchenzucht und Ordnung hervorgegangen. Wenn einige Aeste an diesem großen Baume der Orden verdorren oder nur Blätter und Blüten trieben, so zeigten sich doch immer neue Aeste, welche die herrlichsten Früchte trugen. Manning erkannte diese Wahrheit und suchte das Sittenerbniß in der Kirche auf das schlechte Beispiel der Orden zurückzuführen. Dieser historische Irrthum legte bei Manning den Grund zur Abneigung gegen die religiösen Orden, namentlich den der Jesuiten. Purcell hat das Verhältnis Mannings zu den englischen Jesuiten eingehend behandelt und hervorgehoben, daß der Cardinal sich in seiner Abneigung gegen den berühmten Orden keineswegs von Kleinlichen Motiven, z. B. Neid, Eifersucht, Rachsucht, bestimmen ließ, daß er mit Jesuiten wie P. Marris durch Bande der innigsten Freundschaft verbunden war. Purcell hätte mehr betonen müssen, daß die Feindschaft gegen die Jesuiten in gewissen gelehrten Kreisen sehr groß war, daß Manning, ohne es zu merken, sich von diesen Kreisen gegen die Jesuiten einnehmen ließ. W. Kanonikus Tierney, zum Theil Lingard und Lord Acton zählten zu diesen Gegnern. Manning betrachtete es als eine Hauptaufgabe seines Lebens, die Oblaten des hl. Karl in England einzuführen und für dieselben einen Wirkungskreis zu schaffen. In dem guten Glauben, daß die Congregationen ohne ewige Gelübde berufen seien, die katholische Welt zu reformieren und geistig zu heben, leistete er denselben allen möglichen Vorschub, während er die alten Orden wie die Benediktiner von London ferne zu halten oder wie die Jesuiten lahmzulegen suchte. Auf Einzelheiten braucht hier nicht eingegangen zu werden. Der Geschichtschreiber vermag beiden Parteien, dem Cardinal sowohl als den Jesuiten, gerecht zu werden. Trotz seines Einflusses konnte Manning die englischen Katholiken nicht mit sich reifen und den Jesuiten entfremden, von denen man eine Wiederbelebung und Hebung der Studien erwartete. Mannings Abneigung gegen den Oratorianer Newman, den späteren Cardinal, hatte einen ganz anderen Grund. Manning hatte seinen ehemaligen Meister und Führer im Verdacht, derselbe sei nicht streng orthodox und für eine einflußreiche Stellung ungeeignet. Man kann es nur bedauern, daß Cardinal Manning ein so vortheilhaftes Urtheil fällte und sich durch die Thatsachen nicht eines Besseren belehren ließ. Die Schuld trifft indeß vorzüglich Dr. Ward, der trotz seiner persönlichen Liebenswürdigkeit recht ungerecht werden konnte. Manning erkannte später, daß er Newman nicht verstanden, daß sein Verdacht unbegründet war, und suchte seine gegen Newman gerichteten Handlungen in Vergessenheit zu bringen. Er konnte dies um so leichter, da er selbst zur Zeit, als sich beide große Männer am schroffsten entgegenstanden, von den Gefühlen persönlicher Verehrung gegen Newman erfüllt war. Für den vielbeschäftigten, hohe Ziele anstrebenden Cardinal Manning war ein Entgegenkommen viel leichter, als für den feinfühligsten Cardinal Newman, der die ihm zugefügten Kränkungen, welche Manning leicht hätte verhindern können, tief fühlte. Bei dem großen Gegensatz der Charaktere hätten Konflikte mit Newman kaum vermieden werden können, auch wenn Manning sich größere Zurückhaltung anferlegt hätte.

Manning und Newman hatten eine grundverschiedene Auffassung von den Pflichten der Freundschaft. Ersterer glaubte sich berechtigt, die falschen Grundzüge eines Freundes mit Festigkeit und einer gewissen Bitterkeit zu bekämpfen, letzterer vermied ängstlich alle persönlichen Ausfälle. Wer die Controverse Newmans und Mannings mit Gladstone durchliest, wird zahlreiche Belege für unsere Behauptung finden und sich nicht wenig darüber wundern, daß Manning späterhin zu behaupten wagte, daß seine innige Freundschaft und Zuneigung für Gladstone während der langen Jahre durch nichts getrübt worden sei. Die Erklärung für diese Behauptung ist einfach. Große, thatkräftige Männer haben keine Zeit, an frühere Bewürnisse zu denken oder frühere Stimmungen sich ins Gedächtniß zurückzurufen: sie übertragen darum die Gefühle,

die sie augenblicklich befeelen, auf die Vergangenheit. Manche Aeußerungen des Cardinals, die katholischen und protestantischen Lesern Anstoß gegeben, erklären sich ganz von selbst. Der Cardinal urtheilte über Personen und Verhältnisse, über die Mittel zum Ziele nicht immer in derselben Weise, drang gleich anderen Sterblichen nicht sofort zur vollen Klarheit vor. Wer wollte ihm kleine Inconsequenzen und Widersprüche zum Vorwurf machen oder ihn gar der Unaufrichtigkeit zeihen, weil er in Briefen, die aus derselben Zeit datiren, die Gründe für und gegen die Apostolizität der anglikanischen Kirche entwickelt.

Auf die großen Resultate der Wirksamkeit des Cardinals einzugehen, ist hier nicht der Ort, einige seiner Mißerfolge und die Ursachen derselben müssen jedoch kurz erwähnt werden. Manning war ein geborener Herrscher, der sich und seinen Ansichten schon frühe Geltung verschaffte und Widerspruch nicht duldete. Seine Erfolge als Organisator und Führer großer Bewegungen erhöhten naturgemäß sein Selbstbewußtsein. Gleich so vielen Kraftnaturen anerkannte Manning die Berechtigung eines Widerstandes gegen seine Pläne nicht und traute sich Fähigkeiten zu, die er nicht besaß. Ohne Verletzung der Pietät gegen den großen Todten kann man behaupten, daß dem Cardinal die für Förderung und Hebung der höheren Studien nöthigen Eigenschaften fehlten, die tiefere Einsicht in die Aufgabe der katholischen Wissenschaft und die für die Pflege der Wissenschaft nöthige Geduld. Der Plan, eine katholische Universität in London zu gründen, schlug fehl, einmal weil Manning zu eigennützig verfuhr, dann weil er in der Ernennung Capels zum Präsidenten die möglichst schlechte Wahl traf, endlich weil die Elemente abgestoßen wurden, die sich am ehesten als lebenskräftig erwiesen hätten. Purcell hat die Artikel *Miparts* nicht zu Rathe gezogen, die manches interessante Detail bieten. Die englischen Katholiken trugen sich schon bald, nachdem die religiösen Beschränkungen aufgehoben wurden, welche Nicht-Anglikaner von der Universität ausschlossen, mit dem Gedanken, ein Kolleg in Oxford zu gründen, und zwar unter der Leitung Newmans. Manning that alles, was in seinen Kräften stand, um die Errichtung dieses Kollegs zu hintertreiben und entfremdete sich dadurch manche Mitglieder der Aristokratie. Man kann es nur bedauern, daß der Cardinal sich den weisen Rathschlägen von katholischen Freunden weniger zugänglich zeigte und zu sehr auf sein eigenes Urtheil vertraute, denn er hätte in diesem Falle noch weit größeres leisten können.

Trotz seiner strengen Rechtgläubigkeit ging Manning in seinen Zugeständnissen an die Anglikaner und die übrigen englischen Sekten weiter als Newman und andere. Durch Anerkennung des christlichen Elementes in den Secten wollte er den religiösen Frieden anbahnen und alle zum gemeinsamen Kampfe gegen den Materialismus und Unglauben begeistern. Diese milde Verhältnlichkeit erwarb Manning manche Freunde unter den Dissenters. Etwas größeres Wohlwollen gegen die englischen Katholiken, die nicht in allem wie der Cardinal dachten, hätte den Frieden und die Eintracht unter den Katholiken nur erhöhen können.

Purcells Buch ist eine Biographie im großen Stil — eine reiche Fundgrube für den Forscher, einer der werthvollsten Beiträge zur Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts. Der 2. Band des Werkes gewährt hochinteressante Aufschlüsse über Vorgänge auf dem vatikanischen Concil und zeigt uns, wie Manning in seinem Bemühen, die Definition der Infallibilität des päpstlichen Lehramtes durchzusetzen, nicht zuletzt auch durch den englischen Gesandten beim päpstlichen Stuhl Sir Odo Russell, später als Lord Ampthill Botschafter in Berlin, unterstützt wurde. Nach dem Tode Cardinal Antonelli's wünschte Manning die Ernennung eines großen Cardinalstaatssekretärs. Der Gang der päpstlichen Politik in den letzten Jahren Bius' IX. entsprach nicht immer seinen Auffassungen. Ueber das Conclave des Jahres 1878, aus welchem Leo XIII. hervorging, bringt Purcells Buch werthvolle Mittheilungen. Unter dem neuen Papste trat der früher überragende Einfluß Mannings in Bezug auf die englische Politik des päpstlichen Stuhles mehr zurück. Die Auffassung der übrigen englischen Bischöfe kam stärker zur Geltung. Die Verhältnisse brachten es mit sich, daß der hochbetagte Cardinal unter Leo XIII. weit seltener als in früheren Jahren die Fahrt ad limina apostolorum antrat. Ein popu-

läres Bild des Kirchenfürsten, welches alle die interessanten Details zusammenfaßt und die Thaten eines bei manchen Mängeln wahrhaft großen Mannes schildert, bietet Burcell's Biographie dem Leser nicht. Ein solches Leben muß erst noch geschrieben werden.

Nach dieser fachwissenschaftlichen Besprechung über Burcell's Biographie ist es wohl auch geboten, eine der englischen Stimmen zu vernehmen, welche sich abfällig über Burcell's Biographie geäußert haben. Wir wählen hiefür die Auslassung des Nachfolgers und langjährigen vertrauten Freundes Manning's, des jetzigen Cardinal-Erzbischofes Baughan, dessen Legitimation nicht wohl bestritten werden kann. In seiner Erwiderung auf die am Tage seiner Inthronisation (8. Mai 1892) ihm überreichten Adressen der Geistlichen und der Laienschaft hat sich der jetzige Cardinal-Erzbischof von Westminster — früher Bischof von Salford — über sein Verhältnis zu seinem Vorgänger unter Anderem also geäußert:

„Bierzig Jahre lang genoß ich den Vorzug, auf vertrautestem und freundschaftlichstem Fuße mit ihm zu stehen, zwanzig Jahre als Colleague im Episkopat. Unter dem Drucke des Verlustes, den wir erlitten, gereicht mir die Erinnerung an das, was ich ihm verdanke, zu besonderem Trost. Nach meinen lieben Eltern verdanke ich Keinem so viel, wie ihm, weit mehr als Worte oder Thaten vergelten könnten: die hohen Ideale meines Lebens, die er pflegte, das Vorbild priesterlicher Tugend, die vollständige Hingabe seiner Person an die Errettung der Seelen, den ausnehmenden Takt und die Nachsicht, die er gegenüber meinen Schwächen an den Tag legte. Und während der letzten zwanzig Jahre haben wir als Mitglieder des Episkopats im innigsten Verhältnis gestanden. Alle Fragen wurden mit jener weiten Duldsamkeit besprochen, die ihm in so hohem Grade eigen war. Durch Liebe und Ueberzeugung waren wir miteinander verbunden.“

Cardinal Baughan hat nun in der Februar-Nummer des „Nineteenth Century“ 1896 über Burcell's Buch: „Das Leben des Cardinals Manning“ eine energische Kritik und Erklärung veröffentlicht, der wir folgende Stellen entnehmen:

„Die Publication dieses „Lebens“ ist nahezu ein Verbrechen. Eine Anzahl von Briefen, welche das Ansehen lebender oder verstorbenen Personen berühren, wird da auf die Gasse geworfen, zum Aerger, zum Schmerz und zur Entrüstung Verwandter und zahlloser Freunde. Diese Briefe waren niemals geschrieben, niemals aufbewahrt, um eines Tages veröffentlicht zu werden. Es ist unmöglich, die Mehrzahl derselben zu lesen und sie richtig zu verstehen, solange nicht zugleich die näheren Umstände veröffentlicht sind, die sie verständlich machen und die jetzt vergessen sind. Es ist Schlimmeres als eine bloße Indiscretion, Briefe zu veröffentlichen, welche zwischen intimen Freunden gewechselt worden sind, worin diese ihre Gedanken und Wünsche in Angelegenheiten delicatester Natur einander mittheilen, besonders wenn man bedenkt, daß diese Briefe entstanden unter der Einwirkung des Augenblickes und nur auf die augenblicklichen Verhältnisse berechnet waren, und niemals geschrieben worden sind in der Annahme, daß sie jemals vor die Augen des Publikums kommen. Wenn jede intime Privat-Correspondenz unter solcher Voraussetzung geführt werden muß, daß der einmal geschriebene Brief kurz darauf nach den vier Himmelsrichtungen hinausgegeben werden wird, dann freilich haben wir gegen die in Rede stehende Biographie nichts zu sagen; aber würde eine solche Aenderung unserer Sitten nicht jeden vertrauten, freundschaftlichen Verkehr vernichten und ihn zu einer trockenen, pedantischen Sprache nöthigen? Cardinal Manning hat einmal, als von seinem Tagebuche die Rede war, zu einem Freunde gesagt: „Sie sind der Einzige, der diese Zeilen gelesen hat!“ — Nach solcher Aeußerung wird mich Niemand glauben machen, daß dieser große Prälat gewollt habe, daß das nämliche Tagebuch voll-

ständig in vier Jahren nach seinem Tode dem Drucke und dem Büchermarkte übergeben werden solle. Was er geschrieben, ist zu intim, zu secret, zu persönlich. Was kann es denn nützen, der Oeffentlichkeit diese psychologischen Analysen mitzutheilen, wo die Seele sich selbst erforscht und anklagt! Man sagt da zu viel oder zu wenig; die Wahrheit der Memoiren ist nicht absolut, sondern relativ: der Sinn derselben entzieht sich der Neugierde des großen Publikums. Man kann nicht daran zweifeln, daß der Cardinal gewollt habe, daß sein von ihm selbst sorgfältig revidirtes Tagebuch seinem Biographen zur Einsicht übergeben werde. Dieser sollte aus der Lectüre desselben sich eine sichere Richtschnur für sein Urtheil bilden; er sollte dadurch in den Stand gesetzt werden, in das Innere jenes Mannes einen Einblick zu thun, dessen öffentliches Leben er zunächst zu zeichnen hatte. Aber daß er gewollt habe, es sollten, sobald er seinen Fuß auf das Gestade der Ewigkeit gesetzt haben werde, diese Documente miteinander, seine geistigen Kämpfe, seine Bekenntnisse, seine Kritiken, seine persönlichen Eindrücke, seine Urtheile über Personen und noch nicht völlig abgeschlossene administrative Acte, seine Bemerkungen über wirkliche oder vermeintliche Fehler Anderer, oder über die delicatesten Streitfragen, hinter ihm in das stürmische Meer zurückgeschleudert werden, das er soeben durchfahren, das ist einfach undenkbar. Und doch ist eben das nunmehr geschehen, als ob der große Cardinal gewollt hätte, daß die Stunde seines Eingangs in die Ruhe das Signal werden sollte, den Frieden der Brüder zu stören, Wunden wieder aufzureißen, die zu heilen er selbst so bemüht gewesen. Er hätte, davon bin ich überzeugt, lieber die rechte Hand sich abhauen lassen, ja er hätte lieber sterben wollen, als jene Documente veröffentlicht zu sehen, welche jetzt in den zwei Bänden seiner Biographie der Oeffentlichkeit preisgegeben sind. Je mehr er sich seinem Ende näherte, desto vorsichtiger und ängstlicher wurde er in der Vermeidung alles dessen, was Jemand hätte kränken können. „Ich hoffe, daß keines meiner Worte, die ich gesprochen oder geschrieben, nach meinem Tode irgend Jemand Nachtheil bringen werde“ — dieser Ausspruch des Cardinals hätte als Devise an die Spitze seiner Biographie gesetzt werden sollen, wenn der Verfasser den Gedanken und die Intentionen seines Helden mit Sorgfalt hätte respektiren wollen. Es ist mir nicht leicht, vom ersten Bande zu reden; was den zweiten anbelangt, so ist es meine Pflicht, zu sagen, daß ich in dem dort gezeichneten Bilde Manning's keine Aehnlichkeit mit dem Manne finde, mit dem ich 40 Jahre hindurch in ständiger Verbindung stand. Da finde ich die langweilige Aufzählung von peinlichen Episoden, von Differenzen, wie sie zwischen ehrlichen und selbst heiligen Personen vorkommen können, wie sie vorgekommen sind seit den apostolischen Zeiten und vorkommen werden bis zum Ende der Welt, und das alles in einer Ausführlichkeit, als ob es den wesentlichen Inhalt des Buches bilden sollte, aber von einer schönen und wohlthuenden Schilderung seines Charakters, von dem Glanze und der Schönheit seines geistigen und pastorellen Lebens finde ich kaum eine Spur. Da und dort sind einige Stellen, wo der Held des Buches richtig gewürdigt wird, aber sie sind kein Ersatz für die Lieblosen und ungerechten Beurtheilungen des sogenannten „guten Freundes“. In seiner Unfähigkeit, dieses schöne Leben zu verstehen, bis zu seiner Höhe sich zu erheben, dessen leitende Fäden zu erfassen, hat der Biograph nichts anderes als ein Pamphlet zu Stande gebracht. Ein schweres Unrecht ist gegen das Andenken des Todten begangen worden, und die ihn Ueberlebenden, noch tiefbetrübt über seinen Verlust, sind schmerzlich berührt von diesen Ungerechtigkeiten. Bei aller Anerkennung der guten Absichten und Bemühungen des Herrn Burcell muß ich doch sagen, daß es mir unmöglich ist, in der Biographie, die er publicirt hat, ein wahres und authentisches Bild des großen Cardinals zu erkennen. Es bleibt mir die Hoffnung, den Tag zu erleben, an dem eine mit Gerechtigkeit und Unparteilichkeit geschriebene Biographie Manning's erscheinen wird, geeignet, so vielen verletzten Seelen, welchen Burcell's Buch eine so peinliche Ueberraschung bereitet hat, einigen Trost zu bringen.“

Stilla von Abenberg.

Herr J. N. Seefried hat meinen Untersuchungen über Stilla von Abenberg seine Aufmerksamkeit zugewendet und das Resultat seiner Kritik in die Worte zusammengefaßt: „Der Versuch, den Hirschmann machte, seinem Gegenstande nicht bloß ein negatives, sondern auch ein positives Resultat abzugewinnen, muß ebenfalls als mißlungen bezeichnet werden“.

Dagegen gestatte ich mir die Frage: Welche Quellenbelege hat denn Seefried für die historische Beglaubigung der abenbergischen Geschlechtsabfolge Stilla's beigebracht? Gar keine, wie er selbst eingesteht. (Nr. 27 S. 189.) Er hält sich nur an die „übereinstimmende Ueberlieferung, Legende und Sage“, läßt aber völlig außer Acht, daß die erste sichere Nachricht über Stilla aus dem Jahre 1480 über deren Genealogie vollständig schweigt. Solange daher nicht weiteres urkundliches Material zu Tage gefördert wird, erachte ich die Abstammung Stilla's aus dem Grafengeschlechte von Abenberg für historisch unerwiesen. Wenn Seefried von liebgewonnenen Anschauungen nicht abgehen will und subjektives Meinen höher setzt, als objektive Darlegung, so sollen seine Kreise durchaus nicht gestört werden.

Auch die positiven Resultate meiner Untersuchung sind nach Seefried als mißlungen zu bezeichnen. Welche Gründe hat denn der Kritiker aufgeführt, um zu erweisen, daß der Lokalheiligen von Abenberg der Name Stilla nicht zukomme? daß der Grabstein in der Peterskirche zu Abenberg nicht dem 12. Jahrhunderte angehöre? daß Stilla in Abenberg begütert gewesen? daß sie hohem Geschlechte entsprossen sei?

Mit keiner Zeile hat Seefried auch nur den Versuch gewagt, meine Darlegungen und Antworten auf diese Fragen als leere Combinationen zu erweisen. Aber gleichwohl spricht er sein Verdammungsurtheil ganz apodiktisch aus! Angehört einer derartigen unwissenschaftlichen Prozedur heißt der Rest — Schweigen.

Ueber den Werth oder Unwerth der Zollerhypothese Seefried's habe ich keine Veranlassung, mich hier näher auszulassen, sondern verweise auf Fr. Stein, Geschichte Frankens (Schweinfurt 1885) I, 232, 272, II, 345 u. 444. Schönfeld. Ad. Hirschmann.

Wir glauben die selbige Stilla hiemit ruhen lassen und die Debatte schließen zu dürfen. D. Red.

Recensionen und Notizen.

nn. Der Literarische Handweiser hat endlich mit der Ausgabe der Nr. 662 vom 8. Mai 1897 den 36. Jahrgang 1896 geschlossen. Derselbe frunkte schon seit mehreren Jahren an der Unregelmäßigkeit des Erscheinens, so daß im neuen Kalenderjahre die ersten drei, vier Monate noch dem alten Jahrgange zugetheilt werden mußten. Diese Verschleppung, welche auf vielfache Erkrankung des verdienstvollen Herausgebers Dr. Fr. Hülskamp zurückgeführt wird, war natürlich für die Abonnenten nicht angenehm. Um nun diesen Mißverhältnissen eine Ende zu machen, hat sich Hülskamp entschlossen, Umfang und Preis für den 36. Jahrgang, aber nur für diesen, dahin abzuändern, daß statt der bisherigen 24 nur 18 Nummern ausgegeben werden, und daß der Preis von 4 Mark auf 3 Mark herabgesetzt wird. Ob dieser Ausweg seinen Zweck erreichen wird, wollen wir nicht untersuchen. Aber jowiel ist gewiß, daß der Literarische Handweiser an Ansehen nicht gewinnen wird. In früheren Jahren war derselbe sehr gut redigirt und bot frisch geschriebene Recensionen. Aber in den letzten Jahren lehren hauptsächlich zwei Mitarbeiter wieder, welche gewisse Wissenszweige in kritische Erbpacht genommen zu haben scheinen: Bernard Deype für Aeseje, Homiletik, auch vielfach für Dogmatik, und Alfons Bellesheim in Machen für Kirchengeschichte und Kirchenrecht. Der letztere Name begegnet dem Literaturfreunde auch sonst noch sehr häufig in „Katholik“, in den „Historisch-politischen Blättern“ und anderswo. Schon gar oft hat sich gewiß mancher Leser gedacht und gefragt: Wie mag es doch Bellesheim anstellen, alle diese Recensionsexemplare, deren Umfang manchemal sehr bedeutend ist, durchzuarbeiten und Auszüge zu liefern? Daß die Kritik bei dieser Vielgeschäftig-

keit nicht tief gehen kann, liegt auf flacher Hand. Recensionen aber, welche bloß auf Vorwort und Register allenfalls Bezug nehmen, dienen nur zur Täuschung und Irreführung. Hülskamp sagt zwar, daß dem Literarischen Handweiser „mehr als 100 der geachteten Mitarbeiter aus allen deutschen Gauen“ zur Seite stehen, allein diese Unterstützung scheint mehr auf platonischem Wohlwollen, als auf realer Basis zu beruhen. Soll daher der Literarische Handweiser seine frühere Bedeutung wieder erlangen, dann ist eine Blutauffrischung unbedingt notwendig.

Deklamationsbuch. Eine Sammlung von Gedichten ersten und heitern Inhalts für Gesellen- und andere Vereine, herausgegeben von Joh. B. Profflich, fgl. Seminar-Oberlehrer, 4. Auflage. Preis gebd. in Leinw. M. 1. Paulinus-Druckerei, Trier.

Dieses handliche Büchlein enthält eine Anzahl recht passender und zum Vortrag geeigneter Gedichte ersten und launigen Inhalts, unter denen auch verschiedene Mundarten vertreten sind. Die vierte Auflage ist noch durch einen Anhang vaterländischer Gedichte vermehrt worden. Besonders den katholischen Gesellenvereinen und deren Mitgliedern können wir das wohlfeile Werkchen auf's Wärmste empfehlen, und bemerken wir noch, daß dasselbe dem Herrn Generalpräses Schäffer vom Verfasser gewidmet ist und dieser einige wohlwollende Worte als Empfehlung angefügt hat.

Die Eroberung der 5. Curie war neben der Wahrung des Besitzstandes das Hauptbestreben aller Parteien des österreichischen Reichsrathes anlässlich der eben vollzogenen Wahlen. Inwiefern dies denselben gelungen, zeigt uns klar und deutlich „G. Frentag's Reichsrathswahlkarte aller 5 Curien von Oesterreich 1897“, die eben, pünktlich wie immer, bei G. Frentag und Berndt, Wien VII/1, Schottenfeldgasse 64, erschienen ist, diesmal noch durch eine interessante Tafel des bekannten Statistikers Prof. A. L. Hiedmann: „Der österreichische Reichsrath, seine Parteien und Wahlverhältnisse“, bereichert. In diesem, ihrem neuesten, sorgfältig und sauber gearbeiteten Verlagswerke bietet die durch ihre Musterleistungen auf kartographischem Gebiete rühmlichst bekannte Verlagshandlung u. A.: Sämmtliche Wahlkreise aller 5 Curien, colorirt nach der Geminnung und bedruckt mit den Namen ihrer Vertreter. Ein genaues Verzeichniß der Abgeordneten mit Angabe der Partei-Angehörigkeit, Gruppierung des österr. Reichsrathes nach politischen und nationalen Parteien von 1873—1897. Die Vertheilung der Abgeordneten-Mandate auf die einzelnen Kronländer. Einen Vergleich der directen und indirecten Steuerleistung der einzelnen Kronländer im Ganzen, sowie dergleichen auf den Kopf der Bevölkerung. Diese Menge interessanter und für jeden Wähler und Zeitungsleser sehr wichtigen Darstellungen, deutlich, leicht verständlich für Jedermann, ist auf G. Frentag's Reichsrathswahlkarte aller 5 Curien von Oesterreich 1897 enthalten! Mehr kann man wohl für 1 fl. ö. W. — jowiel kostet die Karte — nicht verlangen! Wir empfehlen jedem, sich für das politische Leben der Gegenwart interessirenden Leser die Anschaffung der ausgezeichneten Karte.

Erklärung. In der literarischen Anzeige von Hagemann's Leitfaden der Psychologie in Beil. Nr. 29 ist eine Bemerkung über den verewigten Professor Dr. Stöckl enthalten, welche zu unserm lebhaften Bedauern im Drange der Geschäfte dem Nothstift entgangen ist. Mag man über die wissenschaftliche Richtung Stöckl's urtheilen wie immer, so ist doch in hohem Grade anzuerkennen, daß der Berewigte sein ganzes Leben in strenger Arbeit dem Unterrichte der Jugend, der Restauration der christlichen Philosophie im Geiste des Aquinaten, dem Kampfe gegen die antichristlichen modernen Ideen gewidmet hat. Wir können daher nur unser aufrichtiges Bedauern ausdrücken, daß jene persönlich gefärbte Bemerkung zum Abdruck gelangt ist. D. Red.